STACEY KADE

From Scratch

Alles neu mit dir

STACEY KADE

From Scratch

Alles neu mit dir

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Henriette Zeltner

LYX

LYX in der Bastei Lübbe AG
Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»738 Days« bei Forge Books
Copyright © 2016 by Stacey Kade
Published by Arrangement with Stacey Kade
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2018 Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Antje Steinhäuser
Umschlaggestaltung: © ZERO Werbeagentur GmbH unter
Verwendung eines Motivs von © shutterstock (FinePic)
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-7363-0592-2

1 3 5 7 6 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.lyx-verlag.de
Bitte beachten Sie auch: www.luebbe.de und www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt,
gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung,
beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen
Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

PROLOG

Amanda Grace

Vor zwei Jahren

Amanda. Wach auf. Chases Stimme klingt drängend.

Ich will mich nicht bewegen. Aus Erfahrung weiß ich, dass diese Benommenheit vor dem richtigen Wachsein, bevor der Schmerz sich meldet, noch das Beste ist, was ich erwarten kann. Da spüre ich auch schon, wie wund ich zwischen den Schenkeln bin, das leichte Pochen in meinem Wangenknochen wird heftiger und der Geschmack von Blut in meinem Mund deutlicher.

Er muss mir gestern Abend noch einen Zahn locker geschlagen haben. Einen Backenzahn vielleicht, denn das sind so ziemlich die einzigen unbeschädigten, die mir noch geblieben sind.

Amanda, steh auf. Chase klingt herrisch, aber auch panisch, obwohl er das zu verbergen versucht. *Das ist sie. Unsere Chance. Hör doch.*

Das Trampeln schwerer Stiefel auf der Treppe in den Keller lässt das Herz hinter meinen Rippen rasen wie ein Tier, das verzweifelt meinem Brustkorb entfliehen will. Genau wie immer.

Aber diesmal ist irgendetwas anders.

Ich lausche angestrengt.

Zweierlei Schritte und dann … Stimmen.

»Es klingt, als läge es an einer Leiterplatte. Wahrscheinlich sind Bauteile kaputtgegangen. Oder vielleicht ist auch nur ein Sensor dreckig. Ich werd' es erst wissen, wenn ich in den Heizkessel geschaut habe.« Diese neue Stimme ist auch männlich, klingt aber älter, atemlos und leicht genervt.

Jemand anderes ist hier. Jemand außer Jakes.

Diese Erkenntnis schießt wie Elektrizität durch meine Adern. In der ganzen Zeit, die ich in diesem Raum verbracht habe – Jahre, glaube ich, bin mir aber nicht sicher, wie viele –, war niemand im Haus und schon gar nicht im Keller. Die einzigen Schritte auf dem Fußboden über mir waren immer unverkennbar Jakes' schleppendes Schlurfen.

Bis heute.

Ich schlage die Augen auf und bemerke erst mit Verzögerung, dass mein linkes Auge nicht mitmacht. Es ist zugeschwollen. Aber das spielt keine Rolle. Jemand anderes ist *hier*.

»Zum Heizkessel geht's hier lang«, sagt Jakes, und seine Stimme wird lauter, als er sich der falschen Wand nähert, die den Eingang zu meiner Zelle kaschiert. Seine Stimme hat diesen beleidigten Unterton, den ich nur zu gut kenne. Alles in mir zieht sich zusammen. Er hat schlechte Laune.

Der Mut verlässt mich. Dadurch wird es nachher nur umso schlimmer sein.

Nicht, wenn du dann weg bist, beharrt Chase. Er ist schon fast so lange hier wie ich, leistet mir Gesellschaft und sorgt dafür, dass ich nicht den Verstand verliere. Er glaubt immer noch, dass wir eines Tages hier rauskommen. Ich kann mir nicht leisten, das zu glauben. Es tut einfach zu weh.

»Sie können das heute noch reparieren, oder?«, fragt Jakes.

»Keine Ahnung. Weiß ich erst, wenn ich's mir angesehen habe«, sagt der Handwerker offensichtlich gereizt. Ich sehe Jakes vor mir, wie er von einem Fuß auf den anderen tritt und

seine Wut durch die ständige Bewegung mühsam im Zaum hält. Er ist ein Kontrollfanatiker – und ein gewalttätiger, geistesgestörter Freak noch dazu, aber das mit der Kontrolle ist das Schlimmste. Dass er jemand in sein kleines Reich lässt, muss ihn maßlos ankotzen. Und ich werde diejenige sein, die dafür bezahlen muss.

Ein weiterer Grund, jetzt von hier abzuhauen, erinnert Chase mich, der an der gegenüberliegenden Wand lehnt, die Sohle seines schwarzen Motorradstiefels flach dagegengepresst. Seine Haltung ist lässig, aber er vibriert vor Anspannung. Wenn er an meiner Stelle schreien könnte, würde er es jetzt tun. Aber da er das nicht kann, hängt er hier fest.

»Darf ich mal«, sagt der Handwerker spitz zu Jakes. Der Heizkessel befindet sich direkt vor meinem Raum. Ich sehe ihn jedes Mal, wenn Jakes reinkommt. Und ich kann mir gut vorstellen, dass Jakes im Weg ist und vor dem Teil der Wand Wache steht, der sich in die Zelle öffnet.

Ich muss mir das noch nicht mal vorstellen: Die Gipskartonwand schließt unten nicht ganz ab, daher kann ich, wenn ich den Kopf drehe, in dem zwei, drei Zentimeter breiten Spalt ihre Schatten sich bewegen sehen, als Jakes widerwillig von seinem Platz weicht.

Einen Augenblick später scheint der Handwerker seufzend vor dem Heizkessel in die Hocke zu gehen. Die gelochte Hartfaserplatte mit den Werkzeugen, die an der falschen Mauer hängt, klappert ein bisschen, als er dagegenstößt. So nah ist er.

Die Versuchung zu schreien, steigt in meiner Brust auf, aber sie erstirbt, bevor ein Ton über meine Lippen kommt. Jakes ist auch irgendwo hier unten. Wenn ich jetzt Krach schlage, versuche, um Hilfe zu schreien, und Jakes mich hört …

Ich schließe mein eines gutes Auge, während Panik mir die Kehle zuschnürt.

Amanda, du musst diesen Mann wissen lassen, dass du hier drin bist, drängt Chase. Ich spüre seinen bohrenden Blick, diese dunkelblauen Augen, die mir nach seinem monatelangen Starren so vertraut sind. *Heute ist der Tag, auf den wir gewartet haben. Vielleicht kommt so eine Chance nie wieder*.

Ich kann nicht. Vielleicht hört Jakes mich, sage ich. Diesen schrecklichen Ort, diese als perverse Version eines Mädchenzimmers dekorierte Zelle, zu verlassen, das erscheint mir wie ein unmöglicher Traum, den ich schon vor langer Zeit aufgegeben habe. Mich aufs Überleben zu konzentrieren, kostet mich meine ganze Kraft. Es scheint mir in diesem Moment so viel sicherer, einfach zusammengekrümmt auf der Matratze liegen zu bleiben. *Er wird mich umbringen*.

Er wird dich sowieso umbringen, Amanda. Chase klingt wütend. *TU IRGENDWAS*.

Heiße Tränen laufen mir über das zerschrammte Gesicht und in die Haare, während ich von der Matratze auf den Fußboden rutsche und das ganze lächerliche, verhasste pinkfarbene Rüschenbettzeug mitziehe. Ich kann nicht schreien; das schaffe ich nicht. Aber vielleicht kann ich etwas anderes versuchen.

Die Luft ist viel kälter, und der eisige Beton unter dem dünnen Polyesternachthemd, das Jakes mir zum Anziehen gegeben hat, lässt mich erschauern.

Was, wenn er mich einfach ignoriert? Was, wenn er Jakes nach mir fragt und glaubt, was immer der ihm erzählt?, frage ich Chase. *Das wäre doch möglich*.

Aber ich bewege mich, robbe eilig über den Boden. Chase nickt ermutigend. Sein blondes Haar ist so perfekt wie immer im Licht des frühen Morgens, das durch die Ritzen zwischen den Brettern fällt, mit denen die Fenster zugenagelt sind. *Du musst es versuchen*.

Die Kette um mein linkes Handgelenk bewegt sich mit mir, wobei das leise Klirren von dem blauen Plastik gedämpft wird, mit dem die Kettenglieder ummantelt sind. Genau wie bei einem Kettenhund auf dem Hof, dessen Kette man nicht bei jedem seiner Schritte klirren hören will.

Die Kette ist an einem schweren Metallhaken befestigt, der links von mir in die Betonmauer getrieben ist. Normalerweise ist diese Kette so lang, dass ich die Badnische auf der anderen Seite des Raums erreichen kann – eine schimmelige Dusche ohne Vorhang, ein angeschlagenes, gesprungenes Waschbecken und eine Toilette, deren Spülung so gut wie nicht funktioniert.

Aber heute ist meine Kette kaum lang genug, damit ich mich auf der Matratze umdrehen kann.

Jetzt verstehe ich auch, warum Jakes sie gestern Abend so stark gekürzt hat und warum der »Besuch« so viel schlimmer war. Er wusste da schon, dass jemand kommen würde.

Aber er wagte nicht, mich zu warnen und mir so die Chance für einen Plan zu geben.

Ich krieche näher zur Tür, bleibe aber flach auf dem Boden, während mein Herz vor Panik kläglich flattert. Aufstehen oder Gehen käme nicht infrage, denn das Geräusch der Bewegung könnte genügen, um Jakes' Aufmerksamkeit zu erregen. Er muss sowieso schon auf einen Hinweis für meinen Aufstand lauschen. Dass er nicht hinschaut, kann ich nur hoffen.

Als ich so weit gekommen bin, wie meine Kette es erlaubt, strecke ich die rechte Hand aus. Die Tür und der Spalt darunter sind ganz nah. Meine Finger berühren die raue Kante der Gipskartonwand.

Ich komme nicht hin, sage ich zu Chase.

Doch, sagt er ohne Zögern.

Ach ja? Wessen Arm ist das denn?, gifte ich zurück.

Aber er lässt sich nicht beleidigen, sondern betrachtet mich

nur mit diesem erwartungsvollen Blick, der mir keine andere Wahl lässt.

Ich ignoriere den stechenden Schmerz in meiner linken Schulter, lehne mich so weit vor, wie es geht, und zerre mit aller Kraft an dem Metallring um mein Handgelenk.

Meine linke Schulter knackst jämmerlich, und ich muss mir fest auf die Lippe beißen, um kein Geräusch von mir zu geben. Schon schmecke ich Blut. Mit letzter herkulischer Anstrengung schiebe ich meine freie Hand durch den Spalt.

Meine Finger passen kaum durch, aber schon spüre ich die etwas wärmere Luft der Freiheit auf der anderen Seite.

Ich erstarre. Das ist es. Alles, was ich tun kann. Es ängstigt mich, dass es nicht genug sein könnte. Genauso fürchte ich, dass es zu viel sein wird.

Mein ganzer Körper zittert vor Angst, und ich will nichts mehr, als meine Hand zurückziehen und mich schützend zu einer Kugel zusammenrollen.

Doch ich tue es nicht.

Chase kauert neben mir. *Du bist okay. Alles wird gut. Bleib nur so.*

Ich lausche, warte auf Jakes' zorniges Gebrüll und seine auf meine Tür zu trampelnden Schritte. Ich bin bereit, mich auf der Stelle schützend zusammenzukauern.

Aber nichts passiert. Da ist nur das unmelodiöse Brummen des Handwerkers und die Klinks und Klonks, während er vermutlich den Heizkessel öffnet.

Da wird mir klar, dass es vielleicht noch etwas Schlimmeres gibt als nicht zu versuchen, sich retten zu lassen: Wenn man es versucht und scheitert.

Ich riskiere es, meine Finger zu bewegen und kratze mit dem, was von meinen schmutzigen, blutigen Fingernägeln noch übrig ist, an der Spanplatte auf der anderen Seite der Wand.

Das leise Brummen und metallische Klappern sind noch eine Sekunde lang zu hören, dann raschelt Stoff und jemand holt scharf Luft. »Was zum …«

Meine Lungen verschließen sich und ich kann nicht Luft holen. Er hat mich *gesehen*. Schwindel erfasst mich wie eine Spirale und vor meinen Augen tanzen weiße Punkte. Wenn er Jakes darauf aufmerksam macht, bin ich tot. Er selbst vielleicht auch.

Aber eine weitere Sekunde lang herrscht Stille.

Ich riskiere es, fester zu kratzen. Ohne Worte versuche ich *Hilfe!* zu kommunizieren.

Ein lauteres Klonk, dann ein leises Grunzen vor Anstrengung. Durch den Spalt kann ich sehen, wie sich der Schatten des Handwerkers bewegt. Er steht auf.

Ich ziehe meine Hand zurück, presse sie an die Brust, und meine linke Schulter pocht schmerzhaft.

»Ich brauche ein Ersatzteil aus meinem Wagen«, sagt er lauter. Zu mir? Zu Jakes? »Bin gleich wieder da.«

Nein, nein, nein! Gehen Sie nicht weg, flehe ich stumm. *Sie haben mich doch gesehen! Ich bin hier!*

Er wird zurückkommen. Er wird dich nicht hierlassen, verspricht Chase mir. *Er hat dich gesehen.*

Aber plötzlich macht Chases absolute Gewissheit mich wütend. Ich reiße meine Augen von der Spalte zwischen Tür und Wand los und funkle ihn zornig an. *Woher weißt du das? Du bist ja nicht da draußen. Du bist noch nicht mal real!*

Ich bedaure meine Worte schon in dem Moment, als ich sie denke, denn sogleich zerplatzt meine hart erarbeitete Illusion wie eine Seifenblase, und Chase ist verschwunden.

Ich bin wieder allein, mit nichts außer dem zerfledderten Poster von Chase Henry an der gegenüberliegenden Wand, dem gleichen Poster, das meine Schwester Liza in ihrem Zim-

mer hatte. Er gibt sich darauf echt Mühe, tiefsinnig für all seine Fans zu grinsen, während im Hintergrund eine einzelne weiße Feder schwebt. Das ist ein Verweis auf die engelhafte Rolle, die er spielt. Aber es ist platt, zweidimensional. Er ist nicht hier.

Sobald die Schritte des Handwerkers auf der Treppe verklungen sind, kommt Jake an meine Tür.

»Bist du da drinnen wach, Mandy?«, fragt er leise in diesem anzüglichen Ton, der mir den Magen umdreht. »Er ist so schnell gegangen. Hast du vielleicht was gesagt? Ich hoffe nicht. Wenn er dich findet, ist unsere besondere Zeit vorbei, und das will ich nicht. Du etwa?«

Seine Fingernägel kratzen über die Werkzeugwand draußen, als wäre das meine Haut. Zitternd würgt es mich und ich schmecke bittere Galle in meinem Mund.

Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, dabei sind es wahrscheinlich nur zehn Minuten, bis die Türglocke klingelt, Jakes leise flucht und zur Treppe schlurft, um den Handwerker wieder reinzulassen.

Ich rolle mich zusammen und werde von stummen Schluchzern geschüttelt. Um es noch mal zu versuchen, fehlt mir die Kraft. Und Chase ist nicht mehr da, um mich anzuspornen.

Ich bin fertig. Es ist vorbei.

Oder eigentlich nicht, denn der Handwerker wird irgendwann weg sein und Jakes wiederkommen. Allein bei dem Gedanken daran will ich sterben.

Plötzlich ist da Lärm über meinem Kopf: Schreie und trampelnde Füße, die die Decke dermaßen zum Zittern bringen, dass Putz auf mich herabrieselt.

Der Krach reißt mich aus meinem Elend und versetzt mich in Panik. Alles Unerwartete ist höchstwahrscheinlich schlecht. Meine Zeit hier hat mich das gründlich gelehrt. Instinktiv

krieche ich rasch von der Tür weg und kauere mich dort in die Ecke, wo meine Kette befestigt ist.

Ich halte mir mit beiden Händen die Ohren zu, während das Chaos über mir weitergeht und in einem lauten Knall kulminiert, der ein Schuss gewesen sein muss.

Jakes hat den Handwerker getötet.

Kurz verspüre ich Trauer, aber fast sofort wächst meine Panik ins Unermessliche. Ich bin als Nächste dran, zweifellos.

Wie viel Zeit dann vergeht, weiß ich nicht. Es fühlt sich gleichzeitig wie Sekunden und Stunden an. Der erste Hinweis darauf, dass wieder jemand im Keller ist, sind die klappernden Werkzeuge an der Wand und das laute Knirschen der sich öffnenden Tür.

Wie immer bleibt mir das Schreien in der Kehle stecken, und ich presse mich gegen die Mauer, bevor ich begreife, dass das auf der Schwelle nicht Jakes ist.

Blonde, zu einem Pferdeschwanz frisierte Haare, eine kleine Stupsnase, tiefe Falten zwischen den Augenbrauen, der Mund ein Strich. Es dauert einen Moment, bis ihre Züge sich zu einem Gesicht ordnen. Einem Gesicht, das ich nicht kenne. Ich habe schon so lange niemand anderen mehr gesehen.

Sie trägt eine dunkelblaue Uniform und darüber eine dicke schwarze Weste. In großen weißen Blockbuchstaben ist das Wort POLICE darauf gedruckt. Die Buchstaben tanzen vor meinen Augen und weigern sich, stehenzubleiben.

»Ich bin Officer Beckstrom. Wir sind hier, um Ihnen zu helfen«, sagt die Frau langsam. »Können Sie mir sagen, wie Sie heißen?«

Ich schüttle heftig den Kopf. Jakes wird außer sich sein, wenn ich mit ihr spreche. Irgendwo in einem Winkel meines Gehirns weiß ich zwar, dass oben etwas Ungewöhnliches vor-

gefallen sein muss, wenn sie hier ist und er nicht. Aber ich traue der Sache nicht.

Sie runzelt die Stirn und ihre Miene drückt Mitleid aus. Zum ersten Mal seit Monaten frage ich mich, wie ich aussehen muss. »Er ist tot«, sagt sie sanft. »Er kann Ihnen nichts mehr tun.«

Ich starre sie nur an. Diese Worte … das ist unmöglich.

»Der Installateur hat den Notruf 911 gewählt, nachdem er Sie gesehen hatte«, sagt sie, als sie meinen Zweifel erkennt. »Jakes rannte weg, als er uns sah. Er wollte ein geladenes Jagdgewehr aus dem Schlafzimmer holen.«

Um mich zu töten. Damit hatte er mir oft genug gedroht. Ich erschauere. Oder vielleicht dachte er auch, er könnte sie damit fernhalten.

Ich weiß nicht, was stimmt, und irgendwie macht es das schwieriger, ihr zu glauben. Aber offensichtlich ist irgendetwas passiert.

»Er hat den Schlüssel«, kann ich endlich hervorpressen, und meine so lange nicht benutzte Stimme klingt rau. Ich hebe den Arm, um ihr die Kette und das Schloss zu zeigen, das an dem Metallreif um mein Handgelenk hängt. Weil ich versucht habe, damit dem Handwerker Zeichen zu geben, ist die glatte Oberfläche von frischem Blut überzogen. Die Ränder haben in mein Fleisch geschnitten.

Ihr Mund wird bei dem Anblick wieder hart, doch sie nickt und sagt etwas in das Funkgerät, das am Schulterstück ihrer Weste befestigt ist.

Dann macht sie noch ein paar Schritte in den Raum und sucht mit den Augen die Ecken ab, bevor sie sich wieder zu mir umdreht.

»Sie sind in Sicherheit, Sie sind in Sicherheit«, sagt sie und bewegt sich mit ausgestreckten Händen auf mich zu, als wäre ich ein Tier, das flüchten könnte.

Sie klingt so sehr wie Chase, dass ich sein Poster ansehe. Aber er ist nach wie vor nur Papier. Ich vermisse ihn.

»Können Sie mir Ihren Namen sagen?«, fragt sie noch mal, als sie sich mir weiter genähert hat. Sie geht vor mir auf die Knie und instinktiv weiche ich zurück.

Doch diesmal antworte ich. »Amanda Grace.«

Ihre Augen weiten sich. »Amanda Grace«, wiederholt sie langsam und so ehrfürchtig, als hätte ich etwas Heiliges oder Weises gesagt. »Wir suchen Sie schon so lange. Wir dachten nicht, dass Sie noch …« Sie verstummt und verzieht das Gesicht.

Aber ich weiß, was sie sagen wollte – sie dachten nicht, dass ich noch am Leben wäre. Das kränkt mich nicht. Es ist eine vernünftige Vermutung, die sich letztlich auch als richtig erwiesen hätte. Selbst jetzt bin ich mir noch nicht hundertprozentig sicher, ob sie sich nicht doch geirrt haben. Ich fühle mich nämlich nicht lebendig. Ich fühle … überhaupt nichts. Vielleicht bin ich tot, und diese ganze Sache ist nur eine Halluzination. Im Jenseits.

Mein Mund zittert und ich bin kurz davor, hysterisch loszulachen. Meine Version des Himmels besteht ganz einfach darin, aus diesem Höllenloch gerettet zu werden. Das ergibt schon einen gewissen Sinn.

Da taucht ein weiterer Polizist an der Tür meiner Zelle auf, die seit ich hier bin noch nie so lange offenstand. Er ist jünger als Officer Beckstrom. Seine Augen wandern über mich, die Wunden in meinem Gesicht und das schreckliche fleckige und durchsichtige Nachthemd, bevor er den Blick abwendet. Auf seinem ohnehin schon geröteten Gesicht bilden sich zwei dunkelrote Flecken.

Mit standhaft von mir abgewandten Augen tritt er nur so weit herein, dass er Officer Beckstrom einen kleinen, wohlver-

trauten Blechschlüssel geben kann. Bevor er wieder verschwindet, kann ich noch die roten Flecken an den Spitzen seiner blauen Latexhandschuhe erkennen.

Jakes' Blut.

Jakes ist also wirklich tot. Ansonsten hätte er den Schlüssel auch niemals hergegeben. Sonst hätte er mich niemals hergegeben. Diese Erkenntnis durchzuckt mich wie ein Blitz. Und plötzlich weine ich, ohne dass ich gespürt hätte, wie die Tränen zu fließen begannen.

Officer Beckstrom murmelt beruhigende Worte und entfernt dabei schnell und geschickt erst das Schloss, dann den Metallreif um mein Handgelenk.

Die Kette fällt klatschend zu Boden, und das ist das allerbeste Geräusch, das ich je gehört habe.

Im nächsten Moment hat Officer Beckstrom schon eine Decke um meine Schultern gelegt und führt mich zur Tür. Raus aus diesem Raum. Aus der Hölle.

Auf der Schwelle werfe ich nur einen Blick zurück, und zwar auf das Poster an der Wand. Auf meine einzige Gesellschaft, meine einzige Erinnerung an zu Hause für so lange Zeit. Dabei schicke ich Chase eine letzte Botschaft. *Du hattest recht. Heute war der Tag. Danke.*

Doch er bleibt stumm und reglos. Nur auf Papier gedruckte Farbe und Hoffnung.

KAPITEL 1

Amanda Grace

Heute

Der Schrank in meinem Schlafzimmer ist genau hundertdreiundfünfzig Zentimeter lang und sechzig Zentimeter breit. Der Schrankboden ist aus Holz. Fichte, glaube ich.

Das ist zwar nicht so lang, dass ich mich darin ausstrecken könnte – dafür fehlen sieben Zentimeter –, aber es reicht. Wenn ich mich auf der Seite liegend einrolle, habe ich reichlich Platz darin.

»Komm endlich, Amanda«, schreit Mia von unten, und ihre Stimme dringt durch meine halb offene Schlafzimmertür. »Lass uns gehen!«

»Ich komme gleich.« Mit purer Willenskraft zwinge ich meine Füße sich zu bewegen, mich durch die Tür und die Treppe runterzubringen, aber zuvor bin ich einen Moment lang wie erstarrt.

Ich habe gute und schlechte Tage. Heute ist definitiv ein schlechter. Die Sonntage mit den Verkostungen sind das immer.

Am dritten Sonntag jedes Monats kann man bei Logan's Lebensmittel gratis Käse, Wurst und Burritos probieren. Die Häppchen stecken an Zahnstochern, und man könnte meinen, es gäbe in Gold getauchte Hundert-Dollar-Scheine. Der Laden ist immer gesteckt voll und die Leute füllen ihre Einkaufs-

wagen und stopfen sich die Mäuler voll. Unter der Woche komme ich ganz gut klar, weil dann hauptsächlich vertraute Gesichter auftauchen, aber die Sonntage mit Verkostung sind das reinste Chaos. Sie kosten mich den letzten Nerv. Überall fremde Gesichter, laute Geräusche, unerwartete Bewegungen. Diese drei Faktoren sind ziemlich genau der Mist, der bei mir echte Verunsicherung auslöst.

Zu Hause zu bleiben ist aber auch keine Option. Oder zumindest keine, die ich mir erlaube.

»Amma, hör auf, deinen Kleiderschrank anzustarren!«, schnauzt Mia. »Das ist verdammt noch mal gruselig.«

Ich beiße die Zähne zusammen. Manchmal ist es echt übel, Schwestern zu haben, vor allem solche, die einen zu gut kennen.

»Mia«, sagt meine Mom in scharfem Ton. Dann wird ihre Stimme so leise, dass ich nur noch Gemurmel höre, aber ich erkenne ihren bittenden Tonfall. Ich weiß ganz genau, was sie sagt. Das, was sie schon seit zwei Jahren sagt.

»… lass ihr Zeit. Das ist eine Form der Bewältigung …«

»Dräng sie nicht … sie hat so viel durchgemacht. Das muss ihr Probleme machen …«

»Wir müssen einfach versuchen, zu verstehen …«

»Das ist mir egal«, sagt Mia trotzig in voller Lautstärke. Meiner Schwester hat es noch nie an Selbstvertrauen oder Lungenvolumen gefehlt. Sie will Sängerin oder Schauspielerin werden. Oder beides. Seit ihrer Geburt ist sie eine Drama-Queen, jetzt will sie einfach nur einen Beruf daraus machen. »Sie ist doch diejenige, die ausflippt, wenn ich ohne sie gehe. Es ist ihre Entscheidung.«

Ich schließe die Augen. Das ist – oder war – leider richtig. Eine der Nebenwirkungen, wenn man das Schlimmste durchgemacht hat, besteht darin, dass man hinterher dieses neue Bewusstsein für die Welt hat. Es gibt keine Kontrolle, keine echte

Sicherheit, alles hängt vom Zufall ab. Jederzeit kann dir oder den Menschen, die du liebst, alles passieren. Die Welt ist voller scharfer Kanten, die nur darauf warten, dich auf die eine oder andere Art zu verletzen.

Am ersten Tag, als Mia zur Arbeit bei Logan's ging, hatte mir niemand Bescheid gesagt. Ich erlitt eine Panikattacke, als sie nicht nach Hause kam, und meine Eltern konnten mich mit nichts beruhigen. Es war ein entsetzliches Gefühl von Hilflosigkeit, diese ganze Verunsicherung, die mich überwältigte und mit der ich nicht fertigwurde. Zwar konnte ich verstehen, was sie sagten, dass es Mia gut gehe und sie bald nach Hause käme. Trotzdem gelang es mir nicht, den kreischenden Alarm in meinem Hinterkopf zum Schweigen zu bringen oder die leise Stimme, die flüsterte, dass sie einst von mir auch gedacht hatten, ich würde bald nach Hause kommen.

Inzwischen geht es ein bisschen besser, vor allem seit ich auch bei Logan's jobbe und unsere Schichten sich meist überschneiden. Der Besitzer, Mr Logan, kennt meine Eltern schon ewig und stellte mich ohne Zögern ein. Es ist der Inbegriff eines Mitleids-Jobs, falls es so etwas überhaupt gibt. Trotzdem fühlt es sich bei allen Schwierigkeiten an wie ein Triumph, nicht grübelnd und sorgenvoll zu Hause zu bleiben.

»Das ist jetzt zwei Jahre her«, beschwert sich Mia. »Wie lange müssen wir denn noch unser Leben darum herum leben?«

»Mia! Bist du wohl still? Ich versuche zu lernen, außerdem kränkst du Mom.« Das ist Liza, die aus dem Arbeitszimmer kommt. Mit Sicherheit hat sie eine finstere Miene und lässt diesen Streit auf einer Skala von eins bis zehn bei zwölf eskalieren. Mia und Liza konnten noch nie miteinander. Sie sind das absolute Gegenteil voneinander. Und mit mir in der Mitte, gedankenverloren und unfähig zu schlichten, wird es nur schlimmer.

»Halt dich gefälligst raus, Liza. Keiner hat dich nach deiner

Meinung gefragt!«, schreit Mia. »Amanda, wenn du nicht in zehn Sekunden hier unten bist, gehe ich ohne dich.«

»Mia, nein, das kannst du doch nicht machen«, bittet meine Mutter. »Dann macht sie sich Sorgen um dich.«

Dr. Knaussen, meine aktuelle Seelenklempnerin, meint, mir fehle der »Abschluss«. Ich habe nie gesehen, wie Jakes verhaftet wurde oder auch nur seine in ein Laken gewickelten sterblichen Überreste. Daher versucht mein Verstand mich immer noch zu beschützen, indem ich Angst um mich und vor allem um Mia habe. Sie ist jetzt in dem Alter, in dem ich entführt wurde. Das ist zwar leicht nachvollziehbar, aber es ist frustrierend, damit zu leben.

Es erklärt außerdem nicht, warum dieser fehlende Abschluss sich in einer auf meinen verdammten Kleiderschrank gerichteten Obsession niederschlägt. Aber schließlich ist es dasselbe Gehirn, das sich auch Chase Henry als »Bewältigungsmechanismus« zurechtgelegt hat. Dabei *mochte* ich dessen Serie noch nicht mal oder jedenfalls nach der ersten Staffel nicht mehr.

»Mom, Amanda ist nicht dein einziges Kind!«, protestiert Mia.

»Ich weiß, dass dir das schwerfällt, aber vielleicht könntest du wenigstens mal einen Tag lang versuchen, kein egoistischer Balg zu sein, Mia«, ätzt Liza.

»Wieso ist es jetzt meine Schuld?«, kreischt Mia aufgebracht. »Ich habe doch überhaupt nichts gemacht! Ich versuche nur, zur Arbeit zu gehen.«

»Mädchen, hört auf, bitte! Euer Dad …«

»… ist nicht da. Er ist ja nie da«, sagt Mia. »Das spricht zwar keiner laut aus, aber es stimmt. Und das liegt an ihr.«

Ein lautes Klatschen ist aus dem Flur zu hören. Lizas Hand in Mias Gesicht, da bin ich sicher. Ich sehe es so deutlich vor mir, als stünde ich direkt daneben.

Das Geräusch und der anschließende Schmerzensschrei lassen mich zusammenzucken. Das hätte es früher nie gegeben. Meine Familie implodiert, und das ist meine Schuld. Zwei Jahre sind vergangen, und ich stecke immer noch fest, habe nach wie vor heftig zu kämpfen.

Ich eile auf den Flur vor meinem Zimmer und laufe die Treppe runter. »Ich bin hier. Alles gut. Ich bin fertig – gehen wir.« Dabei klopfe ich noch mit der Hand auf meine Hosentasche, um sicherzugehen, dass ich mein Namensschild eingesteckt habe.

Die drei blicken mir entgegen und erstarren. Als hätten sie meine Anwesenheit und die Tatsache, dass ich sie hören konnte, ganz vergessen. Mom steht in der Mitte, hat aber die Arme an die Seiten gepresst, als wüsste sie nicht, wen sie trösten oder tadeln soll. Liza und Mia stehen sich gegenüber. Liza mit verschränkten Armen und trotzig gerecktem Kinn, während Mia sich die Wange hält und ihr Mund vor Staunen und Schmerz kreisrund offensteht.

Schlagartig wird mir wieder einmal bewusst, wie unvollständig sie aussehen – meine Mom ohne Dad, meine Schwestern ohne mich. Und doch ist da diese Atmosphäre von Veteranen derselben Schlacht; sie stecken in derselben Misere. Sie bilden irgendwie eine Einheit, die sich während, nein, durch meine Abwesenheit gebildet hat. Und ich stehe auf der anderen Seite der Schlucht und kann sie nicht erreichen, egal, was ich tue. Ich schätze, das ist nur logisch. Ich war zwar diejenige, die entführt wurde, aber sie waren mit meiner Entführung konfrontiert.

Der Streit erstirbt, als hätte meine Anwesenheit allen Sauerstoff aus dem Raum gesaugt. Aber er glimmt noch unter der Oberfläche, bereit, beim leisesten Hauch wieder aufzuflammen.

»Egal. Ich bin jedenfalls weg«, sagt Mia, blinzelt die Tränen weg, wirbelt herum und stapft durch die Fliegengittertür nach draußen.

Liza mustert mich von oben bis unten: das langärmelige Flanellhemd, das die Narbe um mein linkes Handgelenk versteckt, und die weite Yogahose, die den Rest von mir versteckt. (Bis jetzt hat noch niemand bei Logan's etwas zu meiner laxen Haltung bezüglich der Kleidervorschriften gesagt. Auch da bin ich mir sicher, dass Mr Logan dahintersteckt.)

Liza saugt ihre Wangen ein, sagt aber nichts. Natürlich nicht. Sie schafft es ja kaum, mich anzusehen. »Bist du okay?«, fragt sie höflich. Als hätten wir uns nicht früher eine Badewanne geteilt und gemäß der in diesem Punkt widerlichen Familiengeschichte sogar gleichzeitig gekackt.

»Ja, mir geht's gut«, antworte ich wie ferngesteuert. Was soll ich denn sonst sagen?

Nachdem das geklärt ist, was auch immer es wert sein mag, macht Liza auf dem Absatz kehrt und verschwindet wieder zu den Stapeln ihrer Jura-Lehrbücher im Arbeitszimmer.

»Bist du dir sicher, Süße?«, fragt meine Mom und wringt die Hände. »Du musst nicht gehen. Wir können uns auch das nächste Kapitel Trigonometrie vornehmen. Damit du wieder ein bisschen aufholst.«

»Nein, ist schon okay.« Mein alter Jahrgang hat vor etwas mehr als einem Jahr den Abschluss gemacht, aber mir stehen noch sechs Monate Highschool zu Hause bevor. Ich hatte versucht, an die Schule zurückzukehren, den Anschluss wiederzufinden, aber meine Freunde hatten sich alle weiterentwickelt, neue Freundschaften geschlossen, ja, sie waren andere Menschen geworden. Zwei Jahre Abwesenheit sind an der Highschool eine lange Zeit. Ich schätze, es ist in jedem Fall eine lange Zeit.

Da macht ein Sonntag mit extra Lernen, um aufzuholen, den Kohl auch nicht fett.

»Sie geht bloß Jobben und zieht nicht in den Krieg, Ma. In

acht Stunden ist sie wieder da«, schreit Mia von der Veranda aus. »Ich übrigens auch, falls dich das interessiert.«

»Ich kann euch auch fahren«, schlägt Mom hoffnungsvoll vor.

Mia seufzt genervt und stampft die Stufen hinunter und auf den Weg zum Gehsteig, ohne sich noch mal umzusehen. Ihr leuchtend rotes Haar, ungefähr zehn Nuancen greller als mein Kastanienbraun und Lizas heller gesträhntes Haar, flattert wie eine Signalfahne hinter ihr her.

»Schon gut, Mom. Mia hat recht«, sage ich. »Wir sind ja bald wieder da.«

Jegliche Furcht davor, rauszugehen, tritt in den Hintergrund, als ich durch die Tür nach draußen stürme, um Mia einzuholen, bevor sie hinter der Hecke verschwindet. Was auch immer außer Sichtweite geschehen könnte, ist schlimmer als alles, was sich vor meinen Augen zuträgt.

Der Himmel ist ein perfekt nahtloses Blau und ein scharfer Kontrast zu den roten und gelben Blättern an den Bäumen. Die Oktobersonne scheint mir warm auf die Schultern. Obwohl, Ende Oktober ist es eigentlich zu warm für lange Ärmel, aber ich trage gegenwärtig nichts anderes. Dabei ist das einer dieser Tage, an dem es sich anfühlt, als könne unmöglich irgendetwas Schlimmes passieren.

Deshalb bin ich auch besonders wachsam. Und deshalb bemerke ich auch, kaum dass ich um die Hecke herum bin, das zerbeulte schwarze Auto. Mit laufendem lautem Motor rollt es auf der anderen Straßenseite, nur ein paar Häuser entfernt, in unsere Richtung.

Ist es eigenartig, deplatziert? Ich bin mir nicht sicher. Jedenfalls ist es kein Auto, das ich kenne.

»Ich brauche keinen Babysitter, Amma«, sagt meine Schwester, als ich sie eingeholt habe.

Offenbar empfindet sie es nicht als ironisch, dass sie dabei den Spitznamen verwendet, den sie mir selbst gegeben hat, als sie noch zu klein war, um meinen richtigen auszusprechen.

»Ich weiß. Darum geht es nicht, Mia. Es geht um mich, nicht um dich.« Das ist nebenbei die bescheuertste Ausrede überhaupt, auch wenn sie nichts mit Ablehnung zu tun hat.

Ich spähe noch mal zu dem Wagen hinüber. Es ist, glaube ich, ein Ford Mustang. Das von der Windschutzscheibe reflektierte Licht ändert sich plötzlich. Bewegt sich da jemand oder ist es nur eine Spiegelung? Wegen der getönten Scheiben kann ich es nicht erkennen.

Mein Magen verkrampft sich, und die Luft kommt mir zu heiß und dick zum Atmen vor. Mein Gehirn produziert Bilder davon, wie das Auto über die Straße rast und ein Mann mit verschwommenem Gesicht Mia hineinzerrt, während ich reglos auf dem Gehsteig stehe. Unfähig, irgendetwas zu tun.

Ich schlucke heftig, bemühe mich, klar zu denken und langsamer zu atmen. Manchmal kann ich die Panikattacken abwehren, wenn ich sie rechtzeitig erwische. Das ist, als würde man eine Achterbahn auf dem höchsten Punkt stoppen; ein oder zwei Sekunden zu spät kann man nichts anderes mehr machen als es durchstehen.

Das Blöde daran ist, dass ich schon genügend Therapiestunden hinter mir habe, um zu wissen, dass es hier nicht wirklich um ein fremdes Auto geht. Es geht um alles andere: meine Furcht davor, was in dem Laden passieren könnte, was einfach dadurch passieren könnte, dass man auf der Welt ist. Nur weil es da ist, bin ich auf das Auto fixiert. Es dient als Symbol für alles Unbekannte, das ich nicht unter Kontrolle habe.

»Ich hab mich gestern Abend weggeschlichen«, verkündet Mia und tritt nach dem Laub auf dem Gehsteig. »Wusstest du das?«

Der Schock über diese Neuigkeit reißt mich aus meiner drohenden Panikattacke und zerrt mich unsanft in die Realität. »Nein«, presse ich hervor.

»Ich war nur auf einer Party bei Sammy. Keine große Sache.« Sie zuckt mit den Achseln.

»Welcher Sammy?« Einen Augenblick später weiß ich es selbst. »Sammy Lareau?«

Sie sieht mich irritiert an. »Na klar. Judes Bruder.«

»Aber Sammy ist doch in meinem Alter«, sage ich. Was ich nicht laut ausspreche: Warum veranstaltet er Partys, die Mädchen von der Highschool besuchen? »Was treibt der denn noch hier?«

»Gute Partys schmeißen?« Sie macht ein ungeduldiges Geräusch. »Wen interessiert das? Entscheidend ist, dass Dad mich beim Nachhausekommen erwischt hat. Er schläft jetzt meist auf der Couch im kleinen Wohnzimmer, glaube ich, falls du das noch nicht gemerkt hast.« Sie schenkt mir einen vorwurfsvollen Blick.

Getroffen schweige ich. Nein, das wusste ich nicht, aber es liegt auch daran, dass dafür jemand wirklich mit mir reden müsste. Und mein Dad weiß anscheinend genauso wie Liza nicht, was er zu mir sagen soll, und hält es nicht länger als ein paar Minuten im selben Zimmer mit mir aus.

»Er hat Mom geweckt. Und als sie dann beide damit fertig waren, mich für mein ›unverantwortliches und törichtes Verhalten‹ auszuschimpfen, weißt du, was Mom dann als Nächstes zu mir gesagt hat?« Mia wartet nicht ab, um mich raten zu lassen. »Was, wenn Amanda aufgewacht wäre und bemerkt hätte, dass du weg bist?« Sie lacht bitter. »Das kam rüber wie: Mach, was du willst, Mia, solange es Amanda nicht betrifft. Dabei betrifft alles dich.«

Das pure Gift in ihren Worten brennt wie Säure. Und das

von meiner Schwester. Derjenigen, die mir einst auf Schritt und Tritt überallhin folgte. Die darum gebettelt hat, mitmachen zu dürfen, weil Liza sie ignorierte. Oder die gejammert hat, ich solle doch »Don't Break the Ice« mit ihr spielen, nachdem Liza behauptet hatte, das sei Babykram.

Denkst du, ich möchte so sein?, würde ich sie am liebsten anschreien. *Meinst du, ich hab mir das ausgesucht, mich auf ewig zu fürchten?* Ich beiße die Zähne zusammen, damit ich Mia nicht bei den Schultern packe und schüttele.

»Das ist nicht fair, weißt du?«, fährt sie fort. »Und ich kann noch nicht mal wütend auf dich sein, ohne wie ein mieser Charakter dazustehen. Ich meine, wer wird schon wütend auf ein Mädchen, das … das zwei Jahre weg war?«

Weg. Das ist die höfliche Umschreibung, die jedem lieber zu sein scheint. Als wäre ich im Urlaub, in einem Ferienlager oder so was, gewesen.

Ein neuer Anfall von Frust breitet sich in meiner Brust aus. Auf Mia, mein lahmes Gehirn und auf Jonathan Jakes, der selbst zwei Jahre nach seinem Tod mein Leben immer noch verpfuscht.

Aber ich halte den Mund. Weil Mia recht hat. Es ist nicht fair. Und wenn sie wie ein mieser Charakter dasteht, wenn sie mich anschreit, dann stehe ich als undankbar da, wenn ich mich »danach« über fehlende Lebensqualität beschwere. Ich meine, schließlich bin ich laut der Presse das »Wunder-Mädchen«. Ich habe überlebt. Die zwei Mädchen, die sie in Jakes' Garten ausgegraben haben, hatten dieses Glück nicht.

Ich sehe meine Situation ziemlich klar und nüchtern, klarer als Mia es mir zutraut. Auch wenn ich das nicht sagen kann. Auch wenn es nichts gibt, was ich sagen könnte, um es besser zu machen. Wir sind einfach alle wie … steckengeblieben.

Gerade als wir an dem Auto vorbeigehen, gibt dessen Fahrer Gas und lenkt vom Bordstein weg.

Ich bleibe stehen, jeder Muskel meines Körpers schreit vor Anspannung, meine Hände und Füße kribbeln, und vor meinen Augen tanzen Flecken.

Doch der Wagen rollt einfach an uns vorbei.

Einen Moment später dreht Mia sich um, weil sie offenbar gemerkt hat, dass ich nicht mehr neben ihr gehe. Als sie mich entdeckt, wird ihre Miene vor Mitleid weich. Und das ist mir fast genauso verhasst wie, nun ja, ihr Hass.

»Nur weil einmal etwas Schlimmes passiert ist, heißt das doch nicht, dass es wieder passieren wird, Amma«, sagt sie, nimmt mich am Arm und zieht mich sanft weiter. Sie klingt erschöpft und abgeklärt, älter als sechzehn. »Die Wertentwicklung der Vergangenheit ist keine Garantie für den künftigen Wertverlauf, oder?« Dabei wedelt sie lebhaft mit ihrer freien Hand.

Ich frage mich, ob sie überhaupt weiß, dass sie da keinen weisen Philosophen zitiert, sondern den Werbespruch für einen Aktienfonds. Das ist typisch Mia. Sie ist durch und durch Schauspielerin, die es wenig kümmert, woher ihr Text stammt.

Aber ich nicke nur, hole Luft und versuche, meine Lungen mit schierer Willenskraft zu zwingen, Sauerstoff aufzunehmen. Das ist einfacher, als eine Erklärung zu versuchen, einfacher, als auf die Schwachstelle ihrer Logik und das täuschende Gefühl von Sicherheit zu verweisen.

Denn was Mia – und eigentlich den meisten Menschen – nicht klar ist: Wenn diese Überlegung richtig ist, muss das auch für ihre Umkehrung gelten. Mit anderen Worten: Dass gestern alles gut ging, bedeutet absolut nicht, dass der heutige Tag nicht voll und ganz in die Binsen gehen kann.

Aber das will aus dem Mund des »Wunder-Mädchens« keiner hören.

KAPITEL 2

Chase Henry

Warum wirken schlechte Ideen am Abend vorher immer besser?

Nur noch eins, komm schon, Mann. Ich kann dann immer noch fahren.

Ich kenne dieses tolle Hinterzimmer-Pokern. Zehn Riesen Minimum. Wir machen sie alle fertig.

Die hat doch eindeutig diesen Komm-fick-mich-Blick. Das musst du doch auch sehen.

Um die Wette bis zur nächsten Kreuzung. Wer zuerst bremst, ist ein Schisser.

Ich weiß auch nicht, aber ich hatte schon genug »Abende vorher«, um zu wissen, dass das irgendwie ein Trend und keine einmalige Sache ist. Und seltsamerweise lasse ich mich immer noch zu irgendwelchem Scheiß überreden. Vielleicht sollte ich mich besser mal damit beschäftigen.

Der dicke große Papierordner, den Elise mir zuwirft, als ich einsteige, liegt schwer in meiner Hand. Ihn nur anzusehen, sorgt dafür, dass ich mich gleich noch schlechter fühle. Vorne drauf und auf den Trennblättern steht überall in schreienden Großbuchstaben: AMANDA GRACE.

Unbehaglich rutsche ich auf dem Sitz herum, und das Leder der Polsterung knarzt, als ich meine Beine ausstrecke, um mich abzustützen, während der Fahrer eine weitere Kurve etwas zu

schnell nimmt. »Bist du dir bei dieser Sache sicher?«, frage ich Elise.

Sie zieht verärgert die Stirn kraus und schaut von ihrem Mobiltelefon hoch. Mit einer Hand schreibt sie darauf Nachrichten, während sie sich mit der anderen an der Armlehne festhält. Die Mietwagenfirma, die sie angeheuert hat, um uns von unserem Hotel in Wescott, wo wir gerade drehen, ins nahe Springfield zu fahren, nimmt Elises Versprechen, eine ordentliche Prämie draufzulegen, wenn wir pünktlich ankommen, anscheinend sehr ernst. So ernst, dass wir mit quietschenden Reifen um die Kurven schlittern.

»Das ist so süß«, sagt Elise, und ein Lächeln lässt ihr Gesicht sanfter wirken. »Wenn du nervös bist, kommt dein texanischer Akzent raus. Das ist mir bisher noch nie aufgefallen.«

Ich verdrehe die Augen. »Ich bin nicht …«

»Das sollten wir ausnutzen, wenn du das nächste Mal für ein Casting vor der Kamera stehst. Unser Zielmarkt wird das zu schätzen wissen. Cowboy-Flair und der ganze Kram.« Noch bevor sie den Satz beendet hat, klebt ihr Blick schon wieder auf dem Handy. »Pass nur auf, dass es jetzt am Set nicht durchkommt. Der Smitty, den du spielst, soll ein Einheimischer sein. Aus – was weiß ich, irgendwas in Pennsylvania«, sagt sie verächtlich.

Smitty ist der Grund, warum wir hier sind. Meine erste Rolle seit über zwei Jahren. Es ist eine kleine Rolle. Der angeschlagene beste Freund der Hauptfigur in einem Independent-Film namens *Coal City Nights* mit lächerlich kleinem Budget. Kaum eine Woche Arbeit, aber ich kann verdammt froh sein, sie zu kriegen. Zu verdanken habe ich das Max Verlucci, dem Autor und Regisseur, der zum Drehbuchteam der ersten Staffel von *Starlight* gehörte und ein paar tolle Episoden rund um Brody schrieb, die mir eine Menge Arbeit bescherten. Und wahr-

scheinlich hat es auch nicht geschadet, dass Max sich aus der Serie zurückzog, bevor sie richtig mies wurde. Ich musste ihm schwören, dass ich das hier ernst nehme und keinen Mist bauen werde.

Wenn man Gefahr läuft, obdachlos und einer dieser zu berühmten und zu schnell ausrangierten Typen zu werden, dann fällt es nicht schwer, so ein Versprechen zu geben und es auch ernst zu meinen.

Jetzt, wo *Coal City* in der Branche Begeisterung hervorruft, was der explodierenden Beliebtheit der beiden Hauptdarsteller, Jenna Davies und Adam DiLaurentis, zu verdanken ist, kann ich erst recht froh sein, *immer noch* zur Besetzung zu gehören. Dabei bin ich momentan keiner der Lieblingssöhne Hollywoods. Ehrlich gesagt sogar niemands Lieblingssohn. Man kann ruhig mal Mist bauen, aber dann muss man schon *zu* berühmt und talentiert sein, um da wieder rauszukommen. Ich habe allerdings Kredit verbraten, den ich noch gar nicht hatte, und das hat die Leute angepisst. Deshalb versuche ich jetzt ein Comeback. Mit vierundzwanzig.

Mein Gott. Warum sagt einem eigentlich keiner, dass manchmal der Anfang schon das Beste ist, was man je erreichen wird?

Aber das passiert eben nicht. Und dann verbringst du den Rest deines Lebens damit, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um wieder an diesen Punkt zurückzukommen. Dabei machst du auch irgendwelchen Scheiß, den du besser lassen solltest.

»Elise …«, setze ich an.

Seufzend lässt sie ihr Handy sinken. »Chase«, äfft sie mich mit mehr als ein bisschen Ungeduld nach. »Es wird toll werden. Denn da gibt es eine feine Trennlinie zwischen innovativer Mediennutzung und Ausbeutung. Und manchmal muss

man da eben näher ran als jeder andere, um über den Lärm hinweg gehört zu werden.«

Ich bin mir da nicht so sicher. Und meine Zweifel müssen spürbar sein.

»Chase, entweder kontrollierst du die Medien oder die Medien kontrollieren dich. So einfach ist das, Süßer«, sagt sie und redet mit mir wie mit einem begriffsstutzigen Kind, das versucht, ein eckiges Klötzchen in das runde Loch zu stecken. Sie wendet sich nur so lange von ihrem Telefon ab, wie sie braucht, um meinen Oberschenkel zu drücken. Ich bin mir sicher, dass das eine sexy Ablenkung sein soll oder vielleicht auch eine Beschwichtigung, aber es wirkt auf mich eher wie eine sehr vertraute herablassende Geste. *Sei still, du hübscher Kleiner. Überlass das Denken lieber den Erwachsenen*.

Elise ist nur ein paar Jahre älter als ich, aber klug. Elite-Uniklug. Und definitiv hält sie sich für klüger als mich. Vielleicht ist sie das ja auch, aber es ist *mein* Leben. Und diese Tatsache scheint sie manchmal zu vergessen.

Ihre Hand beschreibt mein Bein hinauf Kreise, was zu meinem eigenen Erstaunen funktioniert. Mein Schwanz hat offensichtlich null Gewissen. Nicht zum ersten Mal denke ich, dass die Entscheidung, mit meiner Presseagentin zu schlafen, selbst wenn es auf ungezwungene, kumpelhafte »Wir haben doch beide was davon«-Art passierte, wahrscheinlich nicht so gut war. Übrigens auch eine dieser brillanten Entscheidungen vom »Abend vorher«.

»Außerdem«, fährt Elise mit einem aufreizenden Lächeln fort, »wird Amanda begeistert sein. Ich meine, wer wäre das denn nicht, wenn Chase Henry zu Besuch vorbeischaut?«

Tatsächlich wirkt es aber so, als wären eine Menge Leute momentan nicht so begeistert davon. Zumindest wenn ich nach der Anzahl der nicht erwiderten Anrufe gehe.

Aber das kann ich niemandem vorwerfen. Schließlich war ich an dieser Misere ja auch beteiligt. Dazu kam noch meine eigene Blödheit. Schon seltsam, wie schnell die Dinge sich ändern. Vor drei oder vier Jahren war ich Gast in den wichtigsten Fernsehsendungen und brach Rekorde bei den Einschaltquoten der Sender.

Jetzt sitze ich dagegen irgendwo im Nirgendwo von Pennsylvania und bin auf dem Weg, das möglicherweise Beste für meine Karriere, aber vielleicht auch menschlich Schlechteste zu tun. Was von beiden es ist, kann ich beim besten Willen nicht sagen.

»Ich meine, Himmel noch mal, du hast ihr das Leben gerettet. Das hat sie selbst gesagt, ich hab es schwarz auf weiß.« Elisa deutet auf die Unterlagen, die sie vorbereitet hat. Oder vielleicht eher ihre überarbeitete Assistentin Nadia. Elise ist ausgesprochen ehrgeizig, deshalb bezweifle ich auch, dass eigenhändiges Kopieren in ihr Berufsbild passt. »Sie wird außer sich sein, ihren Held zu sehen. Und die Publicity für uns wird phantastisch. Erst vor ein paar Wochen jährte sich ihre Befreiung und alle haben erfolglos versucht, ein Update zu kriegen. Ich meine, sie hat *People* abblitzen lassen.« Elise schüttelt mit einem missbilligenden Tsstsstss den Kopf. »Das ist eine Win-win-Konstellation, also hör auf, dir Sorgen zu machen.«

Zögernd richte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf die Mappe und die Seiten darin. Das meiste sind Ausdrucke verschiedener Websites, auf denen die wichtigen Stellen gelb markiert wurden. Als würde Elise (oder Nadia auf Elises Anweisung) mir nicht zutrauen, sie selbst zu erkennen.

Phrasen stechen mir ins Auge. »Von ihrem früheren Busfahrer entführt …«

»… zwei Jahre in Gefangenschaft …«

»… die ›Wunder-Mädchen‹ genannte Grace gibt bekannt, dass sie einfach nur froh ist, wieder zu Hause zu sein.«

»… entkam, als sie sich einem Installateur bemerkbar machte …«

»… berief sich auf ein Poster des Schauspielers Chase Henry (*Starlight*), das sie an zu Hause erinnerte und ihr half, an die Flucht aus den schrecklichen Bedingungen in Jakes' Keller zu glauben.«

Das zwei Jahre alte Cover der Zeitschrift *People* ist weniger diskret. »Chase Henry hat mir das Leben gerettet« steht dort als Zitat. Ironischerweise ist es das einzige weitere Mal, dass Amanda Grace und ich uns einen Platz teilen. In einer Ecke ist ein kleines Foto von mir, eine PR-Aufnahme des mürrischen Brody aus der dritten Staffel von *Starlight*. Darunter die Zeile: »Der ehemalige Adonis gefährlich nah am Absturz?«

Das war die Schlagzeile für mein zweites Mal »Fahren unter Alkoholeinfluss«.

Ich frage mich, ob wir Amanda damals irgendwas geschickt haben. Alles in mir zieht sich zusammen bei der Vorstellung von einem gelieferten Blumenstrauß mit einer bescheuert unpassenden Karte à la *Sorry wegen der Entführung. Alles Gute, Chase*. Aber ernsthaft, ich habe keine Ahnung, was mein Team – also mein ehemaliges Team – getan oder gelassen hat.

Damals war ich ein bisschen egozentrisch. Okay, sehr egozentrisch. Ich war ausschließlich damit beschäftigt, zuzusehen, wie meine Karriere in Flammen aufging, als wäre sie ein Meteorit über Russland. Außerdem entwickelte ich ein nagelneues Alkoholproblem.

Aber ich erinnere mich daran, von Amanda und dem Poster gehört zu haben, wenn auch nur irgendwas Vages. Wahrscheinlich als Thema bei *The Tonight Show* oder so. Mein Gott, hoffentlich habe ich dazu nichts Blödes oder Bescheuertes gesagt.

Amandas Foto auf der *People*, eine Aufnahme während ihres

TV-Interviews mit Diane Sawyer, sieht irgendwie vertraut aus. Sie ist jung, siebzehn oder achtzehn damals, nur vier oder fünf Jahre jünger als ich, und hübsch mit heller Haut und zu einem Pferdeschwanz gebundenen, rotbraunen Haaren. Ihre dunklen Augen bilden einen überraschenden Kontrast. Zwar wirkt sie ein bisschen zu dünn, aber sie lächelt und hat diesen perfekten Ausdruck des Mädchens von nebenan, das freiwillig im Tierheim hilft.

Elises Handy vermeldet den Eingang einer Nachricht. »Ausgezeichnet. Sie sind unterwegs«, sagt sie. Ihre Daumen fliegen übers Display, als sie eine Antwort schreibt.

»Wer denn?«, frage ich.

Sie winkt ab. »Amanda auf dem Weg zu ihrem Job in dem Laden.«

Elise hat zwar »sie sind« gesagt, was wohl bedeutet, dass nicht nur Amanda gemeint ist, aber mich interessiert mehr der Inhalt ihrer Aussage. »Du lässt sie von jemandem beschatten?«

»Natürlich nicht.« Elise klingt gekränkt. »Ich habe nur jemand engagiert, der ihr Haus im Blick hatte.«

Ich starre sie an. »Mein Gott, Elise, du stalkst ein ehemaliges Entführungsopfer?«

Elise beugt sich herüber, packt mich am Kinn und zwingt mich auf diese Weise, sie direkt anzusehen: »Du bist fantastisch. Ich glaube an dich, Chase.« Ihre grünen Augen blitzen wild. »Aber es ist entscheidend für dich, dass das hier funktioniert. Entscheidend für *uns*.« Dann blinzelt sie rasch, aber ich habe den Tränenfilm schon gesehen.

Elise nahm sich meiner an, als George, mein erster PR-Agent, mich vor ein paar Jahren in den allgemeinen Pool der Klienten seines Büros fallen ließ. Was de facto bedeutete, dass ich keinen PR-Agenten mehr hatte, auch wenn das nicht offiziell war. Elise, die damals Georges Assistentin war, setzte auf

mich, als sie ihre eigene Liste aufmachte und mich sonst keiner nehmen wollte. Dafür hat sie bezahlt, weil George ihr zur Strafe alle anderen möglichen Klienten entzog. Deshalb steht für sie jetzt fast so viel auf dem Spiel wie für mich.

Und sie hat recht. Ich brauche die Publicity, die ein Besuch bei Amanda mir bringen wird. Vor allem wenn sie mit dem Erscheinen am Set einverstanden ist, das Elise schon arrangiert hat. Die Medien werden sich darauf stürzen – denn sie beten das »Wunder-Mädchen« geradezu an. Und ich muss irgendetwas tun, damit ich wieder zum trendigen Thema werde. Am besten etwas Positives oder wenigstens *scheinbar* Positives. In ein paar Wochen habe ich ein Vorsprechen für die zweite Hauptrolle in dem neuen Action- und Abenteuerstreifen von Besson, und ich brauche diese Rolle. Ich muss wenigstens in die engere Wahl kommen.

Deshalb, ja, es ist makaber, aber ich habe im Moment keine bessere Option. Mein Agent tut gerade so, als würde ich nicht existieren, und mein Manager hat schon vor Monaten gekündigt. Das Geld ist weg, genauso wie die Autos und die Eigentumswohnung. Die Kreditkartenfirma ruft dauernd an. Sonst praktisch niemand.

Wenn ich jetzt nichts mache, um mich selbst zu retten, dann stehe ich in ein paar Monaten wieder mit der Mistgabel auf der Ranch meiner Familie. Wenn ich Glück habe.

Aber da ist noch etwas anderes. Nur wenn ich schauspielere, fühle ich mich ganz, im Einklang und verbunden mit der Welt, weil ich tue, wofür ich bestimmt bin. Ansonsten kommt es mir vor, als würde ich nur die Zeit totschlagen und versuchen, mich anzupassen … was mir nur schlecht gelingt. Seltsamerweise bin ich am ehesten ich selbst, wenn ich jemand anders bin. Das ist für mich nicht nur ein Job, sondern ein Teil dessen, was mich ausmacht.

Ich brauche das. Ohne wüsste ich nicht, wie ich ich selbst sein sollte.

Deshalb muss ich auch alles Erdenkliche tun, um diese Talfahrt zu stoppen.

Widerwillig nicke ich, woraufhin Elise mich anstrahlt. Von Tränen keine Spur mehr. Sie gibt mir sogar einen flüchtigen Kuss, bevor sie die nächste Nachricht in ihr Handy tippt.

Ja, in der Tat, Elise hat recht: Amanda wird begeistert sein, das Internet sich überschlagen und ich werde die Chance haben, mich selbst als der neue und gebesserte Chase Henry zu präsentieren.

Wenn mein Gewissen ein bisschen aufbegehrt, was soll's? Alle werden glücklich sein, und Ende gut, alles gut.

***

Springfield sieht nicht so viel anders aus als Wescott, wo wir gerade drehen. Noch so eine Kleinstadt mit Kirchen aus Stein und alten Häusern in bunten Farben mit hübschem Holzfachwerk und Bäumen, von denen Herbstlaub in irren Rot- und Gelbtönen fällt.

Max ist in Wescott aufgewachsen, und daher war man ganz gierig danach, ihn für die Filmarbeiten zu Hause willkommen zu heißen. Ich frage mich allerdings, ob die Begeisterung anhalten wird, nachdem die Leute den Film gesehen haben. Das Drehbuch ist gut, sogar ausgezeichnet, jedoch zeigt es eindeutig die düstere, klaustrophobische Seite des Heranwachsens in einer Kleinstadt. Genau deshalb wollte ich darin mitspielen. Smittys »Westville« hat nicht das Geringste mit meiner texanischen Heimat zu tun, aber ich kenne solche Figuren, solche Leute. Noch dazu erinnert Smitty mich an Eric, meinen ehemaligen Casting-Kumpel und Freund.

Der Lebensmittelladen, in dem Amanda jobbt, sieht überhaupt nicht so aus, wie ich es mir vorgestellt hatte. Er ist klein und scheint einem Einheimischen zu gehören. Nur nach der Anzahl der Pick-ups und zerbeulten Geländewagen zu schließen, schätze ich, dass es einfach die nächste Adresse ist, um Essen einzukaufen, und weniger ein politisches Statement (*Buy local!*) oder ein Statussymbol (*alles bio – logisch*), wenn man hierherkommt. Vielleicht wohne ich aber auch nur schon zu lange in L.A.

Wir biegen ab und kommen in der Nähe des Eingangs zum Stehen. Elise schnaubt, als sie die Paparazzi entdeckt, die rauchend und plaudernd an einer Ecke des Gebäudes beieinanderstehen. »Ich hab denen doch gesagt, sie sollen außer Sichtweite bleiben, bis wir hier sind. Die werden noch alles kaputtmachen.«

Dann dreht sie sich zu mir. »Bist du bereit?«

Nein. »Klar.« Ich löse meinen Sicherheitsgurt und ziehe das T-Shirt ein bisschen nach unten. Weniger, weil das nötig wäre, sondern eher, um mich zu beruhigen.

»Denk nur immer dran: Ruhig bleiben und lächeln.« Elise öffnet ihren eigenen Gurt und kramt in ihrer überdimensionalen Handtasche nach der Geldbörse, um den Fahrer zu bezahlen.

Ich nicke grimmig. Diese Rolle kenne ich. Als *Starlight* ganz groß rauskam, hatte ich noch keine Ahnung. Calista, die Skye spielte, und ich arbeiteten ununterbrochen am Set. Dann schickte uns der Sender als Moderatoren zur Verleihung der MTV Movie Awards, und als wir die Türen der Limousine öffneten, kreischte die Menge unsere Namen. Zuerst dachte ich, das sei eine PR-Aktion mit »Fans«, die jemand aus der Produktion samt Schildern neben dem roten Teppich platziert hatte.

Aber nein. Das dämmerte mir, nachdem Calista und ich, beide mit einem ratlosen WTF-Schulterzucken, ausgestiegen waren und aufgehalten wurden, um ein paar Autogramme zu geben. Die Masse wogte auf uns zu, und ein paar Samtkordeln konnten sie nicht zurückhalten.

Den meisten Leuten ist überhaupt nicht klar, wie beunruhigend das ist, allein einem total überdrehten Fan gegenüberzustehen … oder noch schlimmer, einer ganzen Horde davon. Es klingt irre – Mädchen, die deinen Namen kreischen und anfangen zu zittern oder in Ohnmacht fallen, wenn du näherkommst. Aber in Wirklichkeit ist es total beängstigend. Diese Leute sehen keinen Menschen in dir. Nicht den Typ, der sich aus lauter Blödheit aus seinem Hotelzimmer ausgesperrt hat (die Schlüsselkarte steckte noch in der Hose vom Vorabend). Und nicht den Kerl, der regelmäßig so viel trank, dass es nichts Ungewöhnliches für ihn war, in seiner eigenen Kotze aufzuwachen.

Du bist *mehr* für sie, eine Ikone, ein Symbol. Und du kannst nicht mit ihnen reden, normal Kontakt aufnehmen, weil das ihre Vorstellung von der Realität verletzt. Die wollen nicht Chase, den Idioten, den vierundzwanzigjährigen, gerade mal trockenen Alkoholiker, den Typen mit der immer rauen Stelle am Mundwinkel. Sie wollen Chase Henry, den perfekten Kerl, der immer das Richtige sagt und tut.

Aber ersatzweise nehmen sie auch ein Stück von dir – manchmal im wahrsten Sinne des Wortes.

Das reicht, um dich in Flucht zu schlagen. Ich weiß, das klingt jetzt wie das Klischee vom undankbaren Scheißkerl, aber so ist es nicht. Ich habe (oder hatte) dank dieser Fans eine Karriere. Ihnen verdanke ich alles. Aber deshalb sind sie als Gruppe nicht weniger furchterregend. Die Macht ihres Verlangens ist berauschend, bis dir klar wird, dass es ihnen nicht um dich geht, nicht um dein wahres Ich.

Ich wünschte, ich hätte all das früher gewusst. Dann wäre es mir auch besser gelungen, mich bei Robert DeNiro für seine Arbeit zu bedanken, anstatt ihn mit meiner Begeisterung und meinem Kaffee zu überschütten, als ich ihn mal zufällig in der Schlange bei Starbucks traf.

Jetzt mache ich die Autotür auf und steige aus. Sofort setzen sich die Paparazzi in Bewegung, richten die Kameras auf mich und rufen meinen Namen. Ihre lauten Stimmen klingen gelangweilt und ärgerlich zugleich.

Gewohnheitsmäßig ziehe ich die Schultern hoch und den Kopf ein, bis ich Elise hinter mir zischen höre: »Chase! Lächeln!«

Da richte ich mich wieder auf und bemühe mich um eine freundliche Miene, allerdings ohne direkt in die Kamera zu blicken. Das alles soll natürlich und ungestellt aussehen.

Durch eine Lücke zwischen den weißen Reklamepostern, die auf den Schaufenstern kleben, kann ich Amanda erspähen. Aber nur von hinten beziehungsweise von der Seite. Sie steht an der Kasse und versucht gerade, einen anscheinend störrischen Salatkopf zu scannen. Nachdem ich auf der einstündigen Fahrt hierher fast die ganze Zeit auf Fotos von ihr gestarrt habe, erkenne ich sie jetzt sofort.

Das rötlich dunkle Haar hängt in einem schlappen Zopf herunter und streift über ihre Schultern. Sie wirkt kleiner, als ich sie mir vorgestellt hatte. Aber vielleicht auch nur, weil sie so dünn ist. Zu dünn. Das karierte Flanellhemd – bei über zwanzig Grad? – hängt viel zu weit über ihre schmalen Schultern.

Als sie sich dreht, um sich dem Kunden direkt zuzuwenden, bekomme ich ihr ganzes Profil zu sehen. Und es hat nichts von dem Mädchen auf den Bildern mit den strahlenden Augen und der Erleichterung zu Hause zu sein, der nur die Kameras und die Aufmerksamkeit ein bisschen zu viel sind.

Sie ist noch blasser, was ich kaum für möglich gehalten hätte und was die dunklen Ringe unter ihren Augen noch betont. Als sie etwas zu dem Kunden sagt, zittern ihre Mundwinkel beim Lächeln.

Dieses Mädchen sieht … gequält aus.

Oh Mist. Was auch immer in den letzten beiden Jahren seit ihrer Rückkehr passiert sein mag, es geht ihr nicht besser.

Und ich bin hier, um daraus Kapital zu schlagen.

Ich bleibe stehen.

»Chase«, flüstert Elise warnend.

Eine Sekunde lang überlege ich, ob ich nicht einfach kehrtmachen soll. An Elise vorbeigehen, in den Wagen steigen und den Fahrer schnellstens (was er bestimmt tun würde) zum Hotel nach Wescott zurückfahren lassen. Dann würde ich als Smitty mein Bestes geben und vielleicht würde das genügen.

Aber das wird es nicht. Und ich kann das nicht.

Das Klicken der Kameras ist geradezu absurd laut. Es erinnert mich daran, dass jede Sekunde meines Zögerns für die Nachwelt dokumentiert wird. Wenn ich jetzt kneife, komme ich trotzdem in die Schlagzeilen. Und zwar mit dem falschen Text.

»Chase Henry lässt Superfan ›Wunder-Mädchen‹ im Stich« oder ähnlicher Dreck. Selbst die Tatsache, dass Amanda mich ja gar nicht erwartet, wird keine Rolle spielen. Irgendjemand wird irgendwo ein Bild von ihr schießen, auf dem sie weint oder verzweifelt dreinblickt (so wie gerade eben, weil dieser Salatkopf sich einfach nicht scannen ließ), und das wird dann überall erscheinen.

Shit.

Ich schlucke schwer, rücke mein falsches Lächeln zurecht und bewege mich selbstbewusst auf die automatischen Türen zu.

Ich kann das hier. Es hat sich doch nicht wirklich etwas geändert. Sie wird trotzdem begeistert sein. Wahrscheinlich. Die Medien werden sich glücklich darauf stürzen und vielleicht ihr anmutiges, aber so offensichtlich leidendes Gesicht auf den Titelseiten sogar noch toller finden.

Und ich habe schon Schlimmeres gemacht.

Drinnen flackern grelle Deckenlampen, die jeden Schatten eliminieren und kein Versteck bieten. Amandas Kasse ist von der Tür aus die dritte. Die zehn Meter, die uns trennen, kommen mir einerseits wie eine unüberwindbare Entfernung vor, andererseits, als wären wir uns nicht nah genug.

Keiner beachtet mich. Wenn man mich nicht erkennt, sehe ich aus wie ein beliebiger Typ. Die älteren Leute und Familien in den Schlangen vor den Kassen von Logan's Lebensmittel gehören, wie Elise es ausdrücken würde, nicht zu meiner primären demografischen Zielgruppe. Doch die Traube aus fünf oder sechs Männern, die sich mit gezückten Kameras an der Tür und vor den Schaufenstern drängen, während sie meinen Namen rufen, erregt Aufsehen.

Die Kunden starren und zeigen auf die Fotografen, wirken aber eher irritiert als wütend oder abwehrend. Zum Glück.

Ich senke den Kopf und gehe auf Amandas Kasse zu.

Ich bin nur noch eine Schlange von ihr entfernt, als einem von den Arschlöchern da draußen etwas Neues einfällt.

»Amanda, hey, Amanda! Schau mal her«, ruft er durch die offene Tür.

Sie dreht sich um und erblickt als Erstes die Paparazzi. Der Funke von Verärgerung, der über ihr Gesicht huscht, belebt ihre Züge zunächst. Das lässt mich hoffen, hier nicht auf eine totale Katastrophe zuzusteuern. Aber dann sieht sie fast so aus, als würde sie ihnen entweder den Stinkefinger zeigen oder die Bullen rufen, und beides wäre nicht gut. Ich bin mir auf einmal

nicht sicher, ob es überhaupt legal ist, dass diese Meute ihr so nahe kommt, auch wenn sie sich zumindest noch draußen befindet.

»Hey, Amanda«, sage ich rasch und schiebe die Hände in die Hosentaschen, weil ich nicht weiß, wohin mit ihnen. Mein Herz schlägt zu schnell und ich kann spüren, dass man mir meine Nervosität total ansieht. Elises Plan funktioniert nur, wenn Amanda mit überschäumender Begeisterung reagiert und jede mögliche Befremdung überspielt. Aber jetzt fühlt sich das alles peinlich und *falsch* an.

Amanda sieht mich für den Bruchteil einer Sekunde an und dann wieder die Fotografen, fast als weise sie mich ab.

Dann erkenne ich, wie es klick bei ihr macht. Ihr ganzer Körper wird steif.

Man hört immer wieder, dass Leute zur Salzsäule erstarren, aber bislang hatte ich so etwas noch nie gesehen. Es scheint, als verkrampfe sich gleichzeitig jeder Muskel ihres Körpers. Die Hand an der Kasse sieht aus wie eine Klaue und sie starrt wieder mich an. Mit ihren dunklen Augen, die riesig aussehen in diesem absolut schneeweißen Gesicht.

Es könnte fast komisch sein, wäre da nicht dieses blanke Entsetzen in ihrer Miene. Ihr Mund bewegt sich, als wolle sie schreien, doch es kommt kein Ton heraus.

Ich spüre das Bedürfnis, mich umzudrehen, um zu sehen, was denn bloß diese Reaktion auslöst, doch ich weiß es bereits.

Oh nein, nein, nein. Ich mache einen weiteren Schritt auf sie zu. »Amanda, ich …«, versuche ich es noch mal, aber meine Stimme bricht vor lauter Anstrengung, normal und nicht bedrohlich zu klingen.

Abwehrend reißt sie die Hände hoch, bleibt dabei irgendwie an der mittlerweile offenen Schublade der Kasse hängen. Münzen fliegen durch die Luft, während sie zu Boden geht

und sich hinter der Wand der Kassenkabine zusammenkauert. Jetzt bin ich derjenige, der erstarrt.

Mir ist egal, wie viel Elise (oder Nadia) über das »Wunder-Mädchen« Amanda Grace recherchiert hat. Was auch immer ich oder genauer gesagt Chase Henry für dieses Mädchen sein mag, ein »Held« jedenfalls nicht. Nicht mal annähernd.